

## PORTRÄT

## Vom Glück der Freiheit

Warum die Münchner Autorin Marianne Ach in Gefängnissen liest – und in der Trambahn schreibt

VON MANUELA SCHAUER

Einmal wollte Marianne Ach ihrer Mutter einen Brief aus dem Kloster zusenden. „Schick mir Sauerkraut und Knödel“ hat sie darin geschrieben. Als Witz. Sie wusste, dass die Nonnen die Post lesen. Aber so ist ihr Humor. Sie durfte den Brief nicht abschicken. Die Nonnen haben es verboten. Dass sie sich derart in ihr Privatleben eingemischt haben, ärgert sie noch heute. Diese Geschichte aus ihrer Zeit bei den Dillinger Franziskanerinnen erzählt Ach, 73, bei ihrer Lesung in der Frauenanstalt Stadelheim. Sie nimmt vor dem Altar im Andachtsraums des Gefängnisses Platz. Die Wände sind kahl, nur auf der kleinen Empore hängt ein Kreuz, darunter steht ein Klavier. Fünf junge Frauen sitzen im Halbkreis um Ach. Sie sind neugierig. Sowas hat's in Stadelheim noch nicht gegeben. Ist ja auch ein ungewöhnlicher Ort für eine Lesung. Nicht für Ach. Im Knast versteht man sie. „Uns geht's hier genauso“, sagt eine der Frauen über die Kontrollen. „Aber wir sind eben nicht in Freiheit.“ Ach war frei. Dennoch fühlte sie sich eingesperrt hinter den klösterlichen Mauern.



Hinter Gittern: Inzwischen liest die Autorin Marianne Ach vor Gefangenen aus ihren Büchern. Doch eingesperrt fühlte sich die heute 73-Jährige als junge Frau oft selbst – hinter den klösterlichen Mauern der Dillinger Franziskanerinnen.

FOTOS: MARCUS SCHLAF

## 90 Minuten darf Ach den inhaftierten Frauen vorlesen

Marianne Ach, grüner Blazer, goldene Ohrklipser, roter Lippenstift, legt ihren grünen JVA-Zutrittschein und die Lederarmbanduhr neben sich auf den kleinen Holztisch. Eineinhalb Stunden darf sie den inhaftierten Frauen vorlesen. Die zwei Gefängnisangestellten, die sich in die hintere Ecke verzogen haben, bleiben zur Aufsicht. Ach nimmt sie alle mit auf eine Reise durch ihre Vergangenheit.

Früher arbeitete die gebürtige Oberpfälzerin, die heute in München lebt, im Namen Gottes, heute als Schriftstellerin. Doch die Enge und Strenge, die sie von klein auf fast erdrückten, haften wie eine Vorstrafe an ihr. In ihren Büchern „Goldmarie Pechmarie“, „Winterherzen“ und „Glück ist ein seltener Vogel“ schildert sie ihr „Pseudoleben“ mit viel Lokalkolorit – wie sie versuchte, davor zu flüchten, um nach Glück und innerer Freiheit zu suchen.

Das ernste Gesicht ihres Vaters auf einem Bild lässt sie

bis heute nicht los. Mit schwarzer Schleife hing es früher über der Küchentür im Haus in Enslarn an der tschechischen Grenze. Er ist im Krieg gefallen. Ach war zwei Jahre alt. Mutter und Großmutter führten das Regiment zuhause. Statt Streicheleinheiten gab's körperliche Bestrafung. Das hat Spuren hinterlassen. Seelische. „Ich hatte eine ‚Nicht-Beziehung‘ zu meiner Mutter“, betont sie. „Sowas ist schlimmer, als jemanden zu hassen.“ Harte Worte. Aber Ach verzieht keine Miene, liest weiter: „Mit 13 Jahren ist mir meine Mutter abhanden gekommen.“ Das meint sie symbolisch. Ihr Blick wandert zu den Frauen. Eine ZuhörerIn schluckt. Ach hat es in nur wenigen Minuten geschafft, zu ihr durchzudringen. Die Insassin hat auch nie eine richtige Mutter gehabt – nur auf dem Papier. Heute ist die stämmige Frau selbst Mama. „Man hat Angst, in dasselbe Fahrwasser zu kommen“, sagt sie. Ach, die keine Kinder hat, nickt verständnisvoll.

Sie selbst hat sich immer nach Liebe gesehnt und wollte vor allem eines nicht: So autoritär werden wie Mutter und Oma. „Ich möchte an-

ständig sein“, hat sie sich damals gedacht. Deshalb bewarb sie sich fürs Internat. Sie zeigt den Häftlingen ein altes Schwarz-Weiß-Foto von sich. Ein junges Mädchen mit langen geflochtenen Zöpfen – aber mit einer gewissen Hartnäckigkeit im Gesicht. Die sollte sie in ihrer Zeit hinter den Klostermauern auch gebrauchen. Mit 19 Jahren legte sie ihr Ordensgelübde ab und arbeitete als Kindergärtnerin und Katechetin. Täglich der gleiche durchstrukturierte Trott. „Ich bin von einer Strenge in die nächste geraten.“

Ach will, dass die Frauen in Stadelheim ohne Scheu und ganz offen mit ihr sprechen. Aber dürfen sie das? Sie drehen sich manchmal nach hinten zu den Aufseherinnen um, um sich zu vergewissern, ob die damit einverstanden sind. Geht in Ordnung. Sofort legt die inhaftierte Mutter los: „Ich glaube, Sie haben das gemacht, um der Mutter zu beweisen, dass Sie gut sind.“ Ach ist erstaunt. Von diesem Blickwinkel hat sie das noch nie gesehen. „Sie bringen mich auf neue Gedanken.“ Genau deshalb liest sie im Gefängnis. München ist nach

Aachen und Frankfurt das dritte, das die Schriftstellerin besucht. „Ich interessiere mich für Randgruppen“, sagt sie, „die aus dem Tritt gekommen sind.“ So wie sie in ihrer Zeit im Kloster.

Mit 22 Jahren wehrte sie sich zum ersten Mal gegen dessen Kontrollsystem. Sie setzte sich eine gelbe Perücke aus Wolle auf den Kopf, darauf einen roten Filzhut, band sich eine Krawatte um den Hals. Faschingsdienstag. Als Clown zog sie mit den Buben und Mädchen des Kindergartens im schwäbischen Oberhausen zum Dorf. Die Bürger reagierten positiv. „Sie haben so ein schönes Gesicht“, sagten sie, „wenn es nicht vom Schleier verdeckt wird“. Die Nonnen akzeptierten ihre Kostümierung ausnahmsweise. Ein Erfolg für Ach. Der Clown war ihre Maske zur Befreiung aus ihren Zwängen.

Sie verließ das Kloster mit 29, studierte in München, heiratete ihren Mann Gerhard und unterrichtete bis zur Pensionierung als Realschullehrerin Deutsch und Religion. Seither gibt sie in Schwabing Deutschkurse für Asylbewerber und schreibt Bücher. Die besten Einfälle

kommen ihr in der Trambahn, „weil sich die Gedanken bewegen“, vermutet sie. Dann kramt sie ihr Büchlein aus der Tasche und notiert alles in Stenografie. Ohne zu schreiben, würde sie „krepieren“. Darin kann sie die Freiheit ausleben, die ihr so lange verwehrt blieb. Es ist ihr Freigang.

Inzwischen hat die Autorin Frieden mit ihrer Vergangenheit geschlossen. Das zeigt sich in ihrem aktuellen Buch „Am Horizont kein Zeichen“. Sie erzählt nicht mehr von sich, von ihrer Heimat. Sondern von fernen Ländern und Träumen statt von Flucht. Und ihr nächster Roman ist bereits fast fertig. „Jetzt bin ich da, wo ich sein will.“

Sie blickt auf die Uhr, noch fünf Minuten, dann muss sie ihre Lesung in Stadelheim beenden. Marianne Ach plaudert noch mit den Frauen. Durch die Lesung konnten diese den Knastalltag kurz vergessen. Dann müssen sie zurück in die Zellen. Ach steht auf und geht in die Freiheit, an ihren Schreibtisch.

## Marianne Ach:

„Am Horizont kein Zeichen“. Lichtung Verlag, Viechtach, 140 Seiten; 13,80 Euro.



Arbeitsplatz Tram: Hier hat Marianne Ach die besten Ideen für ihre Bücher – „weil sich die Gedanken bewegen“.

## Mit Anspruch

Jesper Munk schöpft auf „Claim“ sein Lungen- und Herzvolumen aus

VON KATJA KRAFT

Ja, das Alter ist eigentlich unerheblich; wenn jemand gute Musik macht, sollte es keine Rolle spielen. Aber meine Güte: Dieser junge Mann ist erst 22! Und haut Texte raus, wie es Blues-Größen wie Eric Clapton oder B. B. King vorgemacht haben. Da erzählt uns jemand über das Leben wie ein altersweiser Barbesucher. Und das Schöne: Man nimmt diesem blonden Strubbelkopf mit Bubi-Gesicht jedes ins Mikrofon geraunte Wort ab. Über Liebe, Mut, Schuld.

Jesper Munk, geboren und aufgewachsen in München, weiß, wie er sein Publikum zum Nachdenken, zu Gedanken-Reisen bringt. Da singt er so schöne Zeilen wie „You can fall asleep; but you can't dream forever; but I'll be there when You're waking up.“ Zu seiner Mischung aus Rock, Soul, ganz viel Blues



Jesper Munk FOTO: AGENTUR

und der kratzigen Stimme, die der Halb-Däne mit Gefühl einsetzt, mag man sich gerne für ein paar Stunden wegtäumen.

Die neue Platte, die nun, eineinhalb Jahre nach seinem gefeierten Debüt „For in my

way it lies“ erschienen ist, heißt „Claim“. Zu Deutsch: „Anspruch“. Er hat ihn an sich selbst gestellt – und eingehalten. Man merkt seiner Stimme den Straßenmusiker an, der er einige Zeit lang war. Hier schöpft einer sein ganzes Lungen- und Herzvolumen aus. Wenn dann zu so gelungen groovenden Nummern wie „Shakespeare & Heartbreak“ auch noch Bläser und Streicher einsetzen, dann mag man den besungenen Single Malt gleich an der nächsten Bar bestellen. Munks Stimme klingt, als hätte er das schon so einige Male getan. Er weiß davon zu erzählen.

## Jesper Munk:

„Claim“ (Warner Music). Jesper Munk stellt sein neues Album am 29. April, ab 20.30 Uhr, in der Münchner Muffathalle vor; Karten unter Telefon 01806/57 00 00.

## Mit Urgewalt

Die Bayerische Staatsoper nahm Wagners „Siegfried“ wieder auf

VON GABRIELE LUSTER

Die Liebe, daran lässt Kirill Petrenko keinen Zweifel, ist eine Naturgewalt. Wenn Siegfried und Brünnhilde einander finden, dann setzt der Generalmusikdirektor mit dem Bayerischen Staatsorchester orchestrale Urgewalten frei, bei denen man zuweilen fast den Bayreuther Deckel herbeiwünscht.

Doch Petrenko langt nicht nur hin in dieser Wiederaufnahme von Wagners „Siegfried“ am Sonntag im ausverkauften Nationaltheater, er gewährt auch im Sturm der entflammten Gefühle Raum für Brünnhildes Bangen, das aus dem Graben zart abgefördert wird. Catherine Naglestad macht die letzte Szene mit der Leuchtkraft ihres raumgreifenden, wohlgerundeten Soprans zu der ihren. Dagegen hat es Stephen Gould als Titelheld nicht leicht. Intonationsschwierigkeiten zeugen

davon, dass er bereits eine Parforcetour hinter sich hat. Leider singt er nicht auf Linie, sondern kraftmeiert sich robust durch die Partie. Das passt zu den Auseinandersetzungen mit seinem Ziehvater im ersten Akt, wo Petrenko das Orchester gleich zusammen mit Siegfried rülpeln lässt, während es Andreas Conrads Mime mit flinker Beweglichkeit sekundiert. Im durchaus zügigen Fluss scheint bei Petrenko jedes Leitmotiv auf und erläutert als Subtext das Geschehen.



Überzeugend: Andreas Conrad als Mime. FOTO: HÖSL

Besonders eindrucksvoll nutzt der Dirigent die Farbtintensität der tiefen Holzbläser. Das vorzügliche Blech darf düster drohen, die Tuba effektvolle Erztöne knattern und die Pauke knallhart dreinfahren. Den Kontrast dazu bilden der geradezu mystische Beginn der Vorspiele (I und III), ein fein gesponnenes Waldweben und das Zwitschern des Waldvögels (Julia Maria Dan).

Momente voller Intensität und vokaler Noblesse gelingen Thomas J. Mayer, der dem Wanderer Größe verleiht. Während Christof Fischesser als tiefschwarzer Fafner imponiert, enttäuschen Tomasz Konieczny mit künstlich eingedunkelten Alberich-Tönen und Qiulin Zhang (Erda) mit allzu starkem Vibrato. Am Schluss große Begeisterung.

## Weitere Vorstellungen

am 16. März und 26. März; Telefon 089/2185-1920.

## KULTUR IN KÜRZE

## Konzertsaal-Debatte: Seehofer verärgert

In der Debatte um einen möglichen Konzertsaal-Neubau in München hat Ministerpräsident Horst Seehofer seine Bereitschaft bekräftigt, über eine andere Lösung als einen Gasteig-Umbau nachzudenken. „Ich bin der Letzte, der sich gegen einen Vorschlag stellt, aber ich stelle mich nicht noch einmal vorne hin“, sagte er laut Teilnehmern in einer Sitzung des CSU-Vorstands. „Aus der Mitte der Gesellschaft“ müsse eine realisierbare Standort-Idee kommen. Stattdessen seien aber, so wird er erheblich verärgert zitiert, schon wieder „fünf Vorschläge“ im Spiel. Statt zum Beispiel über den Finanzgarten zu reden, solle der Bayerische Rundfunk doch für dort eine Bauanfrage stellen – dann habe sich der Standort wohl schnell erledigt. cd

## Kloster Seon feiert „Räuber Hotzenplotz“

Die Erfolgsgeschichte des „Räuber Hotzenplotz“ und seines Autors Otfried Preußler (1923–2013) stehen im Mittelpunkt einer Ausstellung im Kloster Seon. Vom 27. März bis 22. November zeigt das oberbayerische Kultur- und Bildungszentrum einen Überblick zur Trilogie und ihren Übersetzungen sowie den dazu erschienenen Illustrationen. Weiter präsentiert werden andere beliebte Kinderbücher des Schriftstellers wie „Der kleine Wassermann“, „Die kleine Hexe“, „Das kleine Gespenst“ und „Krabat“. cd

Anzeige

Ein Stück Heimat für unterwegs.

Immer aktuell!

Merkur-Online.de

## Gurlitt-Nachlass: Bern beantragt Erbschein

Das Gurlitt-Erbe liegt weiter auf Eis. Nach Uta Werner, einer Cousine des Kunstsammlers, hat nun auch das Kunstmuseum Bern beim Münchner Amtsgericht einen Antrag auf einen Erbschein gestellt. Damit will das Museum seinen Status als Alleinerbe absichern. Denn die Cousine erhebt ebenfalls Ansprüche auf den Nachlass. „Ein Erbschein ist ein Legitimationspapier“, sagte Amtsrichtersprecherin Monika Andreß. Wenn sich herausstellen würde, dass das notarielle Testament doch unwirksam war, seien alle Handlungen des Museums bezogen auf den Nachlass mit dem Erbschein trotzdem gültig. Für die beantragten Erbscheine muss die Amtsrichterin nun umfangreiche Schriftstücke der Antragsteller prüfen. „Das Gericht ist sensibler und tut alles, um schnellstmöglichst entscheiden zu können“, sagte Andreß. „Es kann sehr schnell gehen – aber es kann auch lange dauern, wenn etwa ein weiteres Gutachten eingeholt werden müsste, ob Gurlitt zum Zeitpunkt des Verfassens testierfähig war.“